

Bis ans Ende der Welt.

Roman von Maximilian Böckler.

(12. Fortsetzung.)

Julia stand mit fest geschlossenem Munde, den Kopf auf die Brust gesenkt. Wie war es nur möglich, daß Borgstedts Worte so gar keinen Eindruck auf sie machten, weder den der Qual, noch den des Schreckens? Sie fühlte sich nur verletzt dadurch, daß er sie hartnäckig „Du“ nannte. Sie hätte es ihm verbieten können, aber wozu? Diese Begegnung würde vorübergehen und nicht allzu lange mehr dauern.

„Weshalb antwortest Du mir nicht?“ drängte Borgstedt. Seine Stimme bebte.

„Ich habe Ihnen nichts zu sagen, was Sie nicht schon wüßten“, kam die gereifene Antwort. „Und ich bitte Sie, Ihre Art, zu mir zu sprechen, darauf abzukommen, daß ich mit einem anderen Mann verlobt, unbeschadet an einen anderen Mann gebunden bin. Ich müßte sonst meine Mutter ruinieren.“

Forschend, mit lauernder Miene sah Borgstedt sie an. „Julia!“ rief er dann mit einem dumpfen Wohlklang.

Nun begann Julias Herz doch zu zittern. Erst kam ihr klar zum Bewußtsein, wie elend, wie jammervoll elend der Heimgedanke ausfiel. „Um deinetwillen!“ schloß es ihr durch den Sinn. „Um deinetwillen ist er nach Afrika zurückgegangen, um deinetwillen hat er die schwere Vermundung erlitten.“ Aber sie fühlte deutlich, daß es nur Mitleid und Schuld-bewußtsein war, was sie bewegte.

Altdorf hatte recht gehabt: einem Phantom war ihre Seele nachgezogen in den letzten Monaten. Nur in Borgstedts beständiges Aushören war sie verbleibt geblieben. Seine Leidenschaft, die in der Blüthe seiner gefunden Männlichkeit einen so faszinierenden Reiz auf sie ausgeübt hatte — jetzt, da er krank und elend aussah, stieß sie direkt ab.

Aber in dem Gefühl der Schuld, das ihr die Brust beengte, sagte sie nun doch in milderem, guttem, fast bittendem Ton: „Sie müssen sich in das Unabänderliche fügen, Herr v. Borgstedt. Nicht freiwillig hab ich Sie aufgegeben, sondern weil ich's nicht über mich brachte, meinen Vater in Groll und Hohn auf mich sterben zu lassen.“

„Borgstedt lachte wieder kurz und lässlich auf. „Was Du mir, dem Lebenden, gegenüber ohne Bewußtsein gethan hast: wortbrüchig werden — dem Toten gegenüber, der's nicht weiß und dem's nicht weh thut, was Du's nicht!“

„Ich bin Ihnen nicht wortbrüchig geworden“, wies Julia seinen Vorwurf zurück. „Ich habe stets betont, daß ich nur dann die Ihre werden könnte, wenn die Rücksicht auf meine Familie es mir erlauben würde.“

„Ganz recht. Aber nichts von dem, womit Du Dein Versprechen einräumtest, steht seiner Einlösung heute noch hindernd im Wege. Dein Bruder ist gut versorgt, wie man hört, und Dein Vater ist tot. Du schuldest ihm also weder Pflege noch Rücksicht.“

Mit erschauertem Blick sah Julia ihn an. Also so dachte, so empfand er? Selbsthaft, egoistisch über alles. Und diesen Mann hatte sie einst zu lieben geglaubt?

Ein kalter Schauer riefelte über ihr Herz. Gemessen erwiderte sie: „Die Schranke, die uns trennt, trennen muß, haben Sie selbst zwischen uns errichtet. Oder ist das, was die Zeitungen über Sie verbreitet haben, nicht wahr?“

Borgstedt runzelte die Stirn. „Niemand kann wider sein Temperament. Ich am allerwenigsten. Und Du kanntest mich ja, Du wußtest ja, daß ich heißblütig und heftig bin.“

„Nein — ich kannte Sie nicht“, entgegnete Julia. „Aber es ist ja auch gleich. Wozu reden wir überhaupt von dem allen? Lassen Sie's genug sein. Und, bitte, gehen Sie jetzt, bevor meine Mutter, die sich gewiß schon über Ihren langen Besuch wundern wird, hierher kommt.“

Bitte — Sie müssen doch einsehen, daß das alles keinen Zweck hat.“

„Nein“, gab er zurück, und seine Augen flirren in ihrem Glanz, „rein, es hat alles keinen Zweck — ich sehe es nun wohl ein. Es hat keinen Zweck gehabt, daß ich mein Leben aufs Spiel setzte — für Dich. Es hat keinen Zweck gehabt, daß ich meine Laufbahn drangab — um deinetwillen!“

„Um deinetwillen?“ fragte Julia voll Unruhe.

„Ich kann's Dir ja sagen“, fuhr Borgstedt höhnisch fort, „zum Abschied, damit Du weißt, wie viel ich Dir zu verdanken habe, damit Du weißt, daß Du nicht nur meine Seele, sondern auch meine Griffling aufgegeben hast, wie ein heißer Stein einen Tropfen Wasser aufsaugt. Als ich Deinen Brief erhielt, erbat ich mir, um zu Dir reisen zu können, sofortigen Urlaub. Der Kommandeur aber, so sehr er mir geneigt war, glaubte mir den Urlaub verweigern zu müssen — im Hinblick auf das gegen mich anhängig gemachte Verfahren. Aber es

ist für ein Hin und Her von Akten ein weiter Weg von Südwestafrika nach Berlin. Und ich konnte und wollte nicht warten. Für mich stand mehr auf dem Spiel, als die Entscheidung. Für mich ging es um alles — um Dich. Ich wäre wahnsinnig geworden, hätte ich unthätig dort unten sitzen müssen, während hier ein anderer im Begriff stand, Dich mir zu rauben. Da reichte ich telegraphisch meinen Abschied ein — und dann durste ich reisen mit jenem Urlaub, den Du als Offiziersstochter ja kennst: mit dem Urlaub, der nie zu Ende geht.“

„Aber dafür können Sie doch nicht mich verantwortlich machen“, entgegnete Julia in unsicherem, gequältem Ton. „Das ist doch nicht meine Schuld, daß Sie sich immer wieder und wieder durch Ihre ziellose Leidenschaft zu — zu unbefonnenen Schritten hinreißen lassen.“

„Ich mache Dich ja auch nicht verantwortlich dafür — ich denke nicht daran. Nur zeigen wollen! Ich Dir, wie weit es mit mir gekommen ist, wie wundervoll weit ich's gebracht habe — um deinetwillen. — Und nun mein letztes Wort. Wenn Du kein Erbarmen tennst, wenn die Toden- und die mehr Einfluß haben als die Lebenden — gut, so will ich auch zu den Toten gehen. Vielleicht stellt sich dann mein Schatten hindernd zwischen Dich und Deinen Bräutigam. Vielleicht erreiche ich es dann, daß Du doch keinem anderen gebüßt als mir.“

Erschrockt sah Julia ihn an, jählings bis in die Lippen erblässhend. Dann aber, während ihr die Röthe der Entrüstung ins Antlitz schob, ließ sie hervor: „Das ist unwürdig, mich mit Drohungen einschüchtern zu wollen, mit solchen Drohungen! Freigeist es. Ich habe Ihnen mehr Muth ausgetraut, Herr v. Borgstedt. Und wenn Ihre Worte keine bloße Serebe sind, um mich zu erschrecken, mich Ihrem Willen gefügig zu machen, wenn Sie wirklich so Unsinnes denken, so frag' ich Sie nur: Wissen Sie nicht, daß Sie eine Mutter haben, eine Mutter, die schon so viel um Sie hat leiden müssen? — Und nun, bitte, geben Sie.“

Da er aber noch immer stand, sie mit einem flackernden Leuchten in den Augen ansah, wandte sie ihm den Rücken und verließ das Zimmer.

Eine Weile verbarnte Borgstedt noch auf seinem Fleck, blühte wie gestiefelt auf die Thür, durch die Julia verschwunden war und tastete nach seiner Tasche. Dann nahm er seinen Hut und ging mit unsicheren, schwankenden Schritten hinaus. Unten vor dem Thor blieb er eine Weile stehen und starrte ins Leere. Was nun? Heimgehen zur Mutter? Noch war er ja gar nicht bei ihr gewesen, hatte sie nicht gesehen seit Jahr und Tag. In Gedanken verloren schüttelte er den Kopf. „Wozu?“ sprach er halb laut vor sich hin, und ging vorwärts, ohne zu wissen, wohin, ins Blaue hinein, immer mit schwankenden Schritten, wie ein Trübsener.

Was nun?

Es war ja ganz gleich, alles, alles — nun, da er Julia verloren hatte. Rein — es war doch wohl nicht möglich? Hatte er sie denn wirklich verloren? War es nicht ein Fiebertraum, der ihn quälte?

Wieder stand er still, griff sich an die Stirn, sah sich mit verklärten Blicken um. Ja, es war richtig, alles schätz! Die Heimatstadt war es, und die Strafe, in der Julia wohnte, und zwei Strafen weiter wohnte seine Mutter.

Ein Stöhnen rang sich von seinen Lippen. Eine Dame, die vorbeiging, sah ihn mitleidig an.

Da taumelte er weiter und bog an der nächsten Ecke nach kurzem Besinnen links ab. Nur nicht dorthin kommen, wo seine Mutter wohnte, ihr nur nicht begegnen! — Julia — Julia! Wie weh ihm das Herz that, als wäre es zerrissen, eine eiternde Wunde! Und der Kopf — wie die Gedanken darin rasten! Aufschreiben hätte er mögen, laut aufschreiben wie ein Tölpel. Todt sein — das beste für ihn! Was hatte er noch, da er Julia verloren hatte?

Es schoß ihm durch den Sinn, daß einer seiner Windhüter Bekannten, ein Besitzer großer Plantagen, ihm damals, als er sich an seinem Burtschiff vergriffen, gesagt hatte: „Wenn's dich nicht schief geht, kommst Du nur zu mir. Solchen Mann wie Sie kann ich gebrauchen, und ich beehelge Sie gern am Gewinn, nehme Ihren Namen mit in meine Firma auf!“ Unwillig aber schüttelte der Gräbelnde den Kopf, wie von Gel ergriffen. Nichts mehr sehen, nichts mehr hören — widerwärtig alles — alles!

Zwei Herren, die die Straße daherkamen, blickten ihn forschend an und zogen dann die Hüte.

Wie im Traum sah er es und erwiderte den Gruß ganz mechanisch, beschleunigte seinen Schritt und bog in eine der Gassen ein, die zum Stadtpark führten.

Nur seinen Bekannten mehr begegnen und vor allem der Mutter nicht begegnen, der Mutter —

Es war in der siebenten Stunde; die Abenddämmerung brach herein. Unter den hohen Bäumen des Stadtparks dunkelte es bereits, der Herbstnebel stieg auf und legte sich wie ein grauer Schleier zwischen die Stämme. Welkes Laub raschelte unter Borgstedts Füßen. Den Kopf gesenkt, schlich er einen der abgelegenen Pfade entlang. Kein Mensch kreuzte seinen Weg.

Auf die erste Bank, an die er kam, setzte er sich nieder, zog seinen Revolver aus der Tasche und schob sich ohne Zögern eine Kugel in die Brust.

12. Kapitel.

Zwei Schulleute fanden den Körper regungslos auf den kalten, nebelbedeckten Boden hingestreckt. Festschlossen waren die Augen in dem blaffen, eingefallenen Gesicht, blutiger Schaum quoll aus dem Munde, und die magere Hand hielt den Revolver noch immer krampfhaft umklammert.

Man hob den Unglücklichen auf, bettete ihn auf die Bank, von der ihn die Kugel heruntergefallen hatte, rief ihm Bescheid und sand den Eintrag des Geschosses in der Herzgegend.

„Mit dem ist's vorbei“, sagte ein Vorlauter aus dem Hause der Umstehenden, der sich rasch gesammelt hatte.

Der eine der Schulleute aber, der sein Ohr lauschend an die Brust des Bewußtlosen gelegt hatte, entgegnete, zu seinem Kollegen gerichtet: „Der lebt er. Willst Du gehen, den Krankenwagen zu besorgen, oder soll ich?“

„Wollen doch erst sehen, ob wir Legitimationspapiere und Geld bei ihm finden. Sonst giebt das nachher wieder 'ne Masse unnötige Schereereien. Kein Krankenhaus nimmt ihn uns ab, und lange macht der ja doch nicht mehr mit so 'nem Schuß.“

Aus des Bedauernswerten Brusttasche beförderte man ein Portefeuille mit mehreren tausend Mark in Geld und Zinsen, ferner einen Militärpaß und verschiedene andere Ausweispapiere, durch die man seine Persönlichkeit unzweifelhaft feststellen konnte.

Als die Schulleute beim Durchblättern der Papiere wiederholt den Namen „v. Borgstedt, Hauptmann in der Schutztruppe“ vor sich hingedruckt hatten, rief jemand aus dem Publikum: „Eine Frau v. Borgstedt, deren Sohn Hauptmann in der Schutztruppe ist, wohnt ja bei uns, Wielandstraße 3.“

„Abermaliges Suchen. Dann rief der Schuttmann: „Hier ist ein Brief, wo hinten als Absenderin drauf steht: Frau v. Borgstedt, Wielandstraße 3, und drinnen steht als Anrede: Lieber Sohn!“

„Na, dann stimmt's doch!“

Da für die Männer des Geseges alles Wissensnötige befriedigend festgestellt war, wurde ein Krankenwagen besorgt — ein junger Militärarzt hatte sich inzwischen schon eingefunden — und man brachte Borgstedt in die Wohnung seiner Mutter.

Welches Leid gäbe es auf Erden, das du nicht tragen müßtest, Mutterherz! Und geduldet bist du, Mutterherz, heilig vor allem, was da lebt, durch den Schmerz und den Jammer, den du um deiner Kinder willen erdulden mußt!

An die Seite des jungen Mediziners, der den Unglücklichen im Krankenwagen heimgeleitet hatte und ihn nun behutsam entkleidete, trat bald der Hausarzt Doktor Wegener. Mit vereinten Kräften untersuchten die beiden die Wunde, reinigten sie von dem angestauten Blut, legten einen Nothverband an und machten Reibungsversuche, die verhältnismäßig rasch eine gesteigerte Athmung und einen lebhafteren Pulsschlag verursachten.

Der Verwundete lag noch immer bewegungslos mit geschlossenen Augen; sein Laut war im Zimmer vernehmbar, als das leise Surren der Lampe. Draußen vor den Fenstern lag die Nacht wie eine schwarze Wand.

Beide Ärzte blickten die Achseln. „Die Kugel hat die linke Herzlampe getroffen, auch den Lungenlappen verletzt und scheint sich, da sie nicht ausgetreten ist, an der Wirbelsäule oder an einer der mittleren Rippen in unmittelbarer Nähe der Wirbelsäule unrettbar festzusetzen“, erklärte Doktor Wegener. „Es wird nöthig sein, das Geschloß zu entfernen; auch wird ein doppelseitiger Abfluß für den Bluterguß geschaffen werden müssen, damit nicht Erstichung oder innerliche Berstung eintritt.“

„Und das wird meinen armen Sohn wirklich retten?“

„Dafür kann ich leider niemand verbürgen, gnädige Frau. Es wäre aber immerhin eine Möglichkeit zur Rettung — die einsige, wie ich glaube.“

Der jüngere Arzt gab mit eifrigem Kopfnicken seine Zustimmung zu den Worten des älteren, erfahreneren Kollegen zu erkennen.

Eben regte sich Borgstedt, schloß, röchelte, ein Strom schaumigen Blutes quoll wieder aus seinem Munde, und nachdem ihm die Kräfte erneuten Weistand geliefert, schlug er die Augen auf, sah sich mit leerem, verflüchtigtem Blick um und flüsternde mehrere Minuten seiner Mutter, die sich angstvoll über ihn gebeugt hatte, kaum vernehmbar zu: „Julia holen — Julia Rottenburg — nur noch einmal sehen!“

Welchen Wunsch gäbe es, und wäre es der tollste, den eine Mutter

nicht ihrem Kinde erfüllen möchte, ihrem Kinde, das auf der schmalen Grenzscheide zwischen Tod und Leben steht? Und Frau v. Borgstedt ahnte, was ihren Sohn in die Heimath zurückgetrieben, was ihm den Revolver gegen sich selbst in die Hand gedrückt hatte, die er liebte, mit sinnloser Leidenschaft liebte, die Braut eines anderen geworden war.

„Bitte, gnädige Frau, was wünschte Ihr Herr Sohn?“ nahm Wegener sie bei Seite.

„Eine — eine befreundete Dame möchte er noch einmal sehen, eine Dame, die er — um deinetwillen —“ Sie brach ab und schludte.

„Dagegen möchte ich doch protestieren, gnädige Frau, die große Aufregung, die dieser Besuch zur Folge haben müßte, kann nur schaden, und Ihr Herr Sohn wird alle seine Kräfte noch brauchen für die Operation. Ueberdies haben wir nicht die geringste Zeit zu verlieren.“

„Entschieden — ganz entschieden!“ stimmte der jüngere Mediziner wieder voll Eifer bei.

Winfried v. Borgstedt, der offenbar Worte aus der Unterhaltung aufgefangen hatte, versuchte sich aufzurichten, bekam aber nur den Kopf ein wenig hoch, ballte die Hände und leuchtete: „Dann soll niemand mehr an mich heran — niemand! Ich lasse mich nicht mehr anfassen — sterben sollt Ihr mich lassen!“

„Gehen Sie, gnädige Frau, thun Sie, was Ihr Sohn verlangt“, sagte Doktor Wegener nach kurzem Besinnen.

Frau v. Borgstedt nahm ihres Sohnes Hand, küßte ihn auf die Stirn und raunte ihm zu: „Ich gebe, thue alles, was Du willst — alles. Sei ruhig, sei gut! — Stirb mir nicht — stirb mir nicht!“

Unter heissem Aufschluchzen wandte sie zur Thür hinaus. Der Verwundete blühte ihr mit großen Augen nach. Wenige Sekunden später hatte ihn dann eine neue Bewußtlosigkeit seinen körperlichen Schmerzen und seinem Seelenleid entrückt.

„Würden-Sie wohl die Güte haben, zu Professor Altdorf zu fahren und ihn zu bitten, daß er unverzüglich, und zwar gleich mit allen nöthigen Instrumenten herbeikommen möchte?“ wandte sich Wegener an seinen jungen Kollegen. „Sie meinen doch auch, daß für diese schwierige Operation niemand sonst in Frage kommen kann als Altdorf?“

„Ohne Frage — allerhöchstens noch Dorn, falls Altdorf verhindert sein sollte. Aber selbstverständlich nur dann. Denn an Altdorf reicht so leicht keiner heran.“

„Sie sind dann also so gut, ihn herzubitten?“ unterbrach Wegener den entschieden noch auf längere Dauer berechneten Vortrag. „Sie wissen ja selbst, daß hier höchste Eile geboten ist. Da — schon wieder ein Erstichungsanfall.“

Und beide Aerzte mußten erst rasch noch einmal Kachenhöhle und Luftröhre von den angeammelten Blutmassen befreien. Dann machte der junge Doktor sich auf den Weg.

Frau v. Borgstedt hatte die Rottenburg'sche Wohnung betreten. Auch in dieser schweren Stunde wußte sie Haltung zu bewahren, diese immer so sehr auf die äußere Form bedachte Aristokratin.

„Gnädige Frau, liebe Julia“ — der lehteren Hand hielt sie noch von der raschen Begrüßung in der ihrigen — „mein Sohn — es ist furchtbar — vor einer Stunde brachte man ihn mir mit einem Schuß in der Brust ins Haus.“ Leise zwar, fast flüsternd, aber ohne Schluchzen und Weinen, ohne jede Rührseligkeit im Ton, brachte sie die Worte über die blaffen Lippen. „Nun möchte er Sie noch einmal sehen, Julia. Sie wissen ja, wie sehr er Sie liebt. Und Wegener sagte, ich solle alles aufbieten, Sie zum Mitkommen zu bewegen. Es ist höchste Gefahr. Mein Sohn droht, niemand mehr an sich heranzulassen, will sterben, wenn er Sie nicht — Nun kam ihre Stimme doch ins Zittern. „Wollen Sie mir folgen? Wollen Sie meines Sohnes Wunsch erfüllen, der vielleicht sein letzter sein wird?“

Regungslos, wie gelähmt, stand Julia da, bleicher noch als Frau v. Borgstedt. Mit beiden Händen hatte sie die dargebotene Rechte umklammert, als müßte sie einen Halt, eine Stütze suchen.

„Du bist schuld — du allein!“

„Wie das Brausen der vom Nordsturm gepfeiften Meeresbrandung tönte ihr die Selbstanklage in den Ohren. „Du hast ihn zum Selbstmord getrieben, du!“

„Ja“, rang es sich endlich heiser aus ihrer gequälten Brust, „gewiß — ich gebe mit Ihnen.“

„Aber Julia!“ Frau v. Rottenburg, die bisher vor Staunen und Schrecken wie erstarrt auf ihrem Sopfaplag gesessen, faltete die Hände über dem vor ihr liegenden Buch und blickte ihre Tochter fassungslos an. „Was soll denn Dein Bräutigam sagen, Julia, wenn Du —?“

„Das Unglück ist ja entsetzlich, aber Du bist Braut, wie kanntst Du also —“

„Ich muß, Mutter, ich muß. Herrmann werde ich schreiben. — Vereizehung — einen Augenblick.“ Sie nahm die Lampe vom Mittelisch, stellte sie auf den altmodischen Schreibtisch, der am Fenster stand, und warf, ohne sich zu sehen, einige Zeilen auf ein Blatt Papier, adressirte den Brief mit fite-

gender Hast und klingelte dem Mädchen.

„Hier — zu Professor Altdorf. So rasch wie möglich. Nehmen Sie eine Droschke!“

Mit dem Mädchen zugleich betrat sie den Korridor, um Hut und Umhang zu nehmen. Eine Minute später stand sie schon wieder in der Thür.

„Bitte, gnädige Frau, gehen wir!“

Ihrer Mutter nickte sie kaum zu. Wenige Strophen weiter lag einer, den sie in den Tod getrieben, und sah ihn nicht sterben! Oh, ihn nicht sterben! Oh, erträug es nicht. Erst der Vater und nun — Und er ist so jung, und seine Mutter hat keinen weiter als ihn!

Mit schwankenden Füßen schritt sie die Treppe hinunter, hielt sich krampfhaft am Geländer fest. Sie sah sie wußte kaum, wo sie war. Jeder Nerv, jede Faser an ihr zitterte und bebte in ungeheurer Aufrühr. Das Herz lag ihr wie ein glühendes Stück Eisen in der Brust. Ihr Kopf brannte, in ihren Schläfen hämmerte das Blut, vor ihren Augen tanzten schwarze Schatten.

Erst der Herbstwind, der sie unten auf der Straße frisch und kalt anblies, brachte sie wieder zur Besinnung.

13. Kapitel.

Der junge Mediziner hatte Altdorf im Krankenhaus nicht angebrochen.

„Der Herr Professor ist noch einmal in seine Privatklinik“, hatte der Diener erklärt. „Soll ich anfragen, ihm Bescheid sagen lassen?“

„Danke, nicht nöthig. Ich habe einen Wagen unten. Fahre selbst hin.“

Im Galopp war der Doktor die Treppe hinuntergestürzt und hatte, in die Droschke springend, dem Kutscher zugerufen: „Was der Gaul laufen will. Eine Kart extra!“

Als er aber in die Klinik kam, war Altdorf schon wieder weg — nach Hause. Nun mußte er doch telephoniren lassen, damit der Betriebsamte ihm nicht etwa abermals entwich.

Gerade als Altdorf die Thür zu seiner Wohnung aufschloß, stand der Diener am Fernsprechapparat, den Hörer am Ohr.

„Sehr wohl — gewiß — werde bestellen. Eben tritt der Herr Professor ins Haus.“

„Was giebt's?“ fragte Altdorf, die Thür leise hinter sich ins Schloß ziehend.

„Johann richtet den Auftrag aus. Der Herr Professor möchten sich möglichst bereit halten. Dringende Operation an einem Offizier, der sich eine Kugel durch Herz und Lunge geschossen hat. Kugel wahrscheinlich an der Wirbelsäule oder Rippe eingeschlagen.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Topfputz.

Am Bude Le Grand sagt Heine: „Schöne Frauen sind schön in jeder Tracht.“ Selbstverständlich ist nicht jede Tracht selbst bei der schönsten Frau schön, doch darf man wiederum nicht alles in einen Topf werfen, was ernstlich zu betrachten heute einmal die Aufgabe des Frauen-Chronisten sein will. Es scheint, als ob die Frauen jetzt so schrecklich viel zu denken hätten, der Kopf genügt nicht mehr, und hat sich die Dame früher (was den Kopf betrifft) nach der Breite zu ausgedehnt, so thut sie es dies Jahr der Länge nach. Sie wickelt sich den Kopf ein, und das Stroh der Hutform wird so verschwenderisch genommen, daß es auf allen Seiten heruntertriefelt und ihr um die Augen hängt wie eine Scheutlappe.

Sollte wohl der Topfputz ein Symbolum sein dafür, daß die Frau doch noch ein wenig an die Küche denkt? An die Küche als Stimmungs- und Charakterbild, als altübertragener Begriff früherer Hausfrauenpflichten, aus welchen wir ja längst heraus sind. Und wie der Soldat seine Plinte, der Maler seinen Bleistift bei sich hat, auch oft nur als Symbol, durchaus nicht um immer die Leute zu treffen, so hängt sich die Frau den Hut über, und gebekt voll Wehmuth derjenigen, welche früher einmal wirklich bei den Fleischtöpfen standen.

Aber der Topfputz war eine folgerichtige Entwicklung des Bestrebens von dem Zwange der Linie völlig sich loszulösen. Und hat der Gainsborough als Inbegriff des idealen Charakter gegollt, da er die schwindele Linie nach oben zeigte, so ist der Topfputz der Puritanismus. Er ist ein Zeichen des Einklammers in sich. Die Frau kriecht unter ihren Hut. Wäge draußen die Welt stürmen und lärmern, sie zieht dahin wie Goethes wandelnde Gode, und klammert sich um niemanden als um sich selber. Der Topfputz ist ja eine uralte Form. Schon in den Kreuzzügen trugen die Krieger den Topfhelm, und vielleicht ist es, der den Gedanken zur That werden ließ. Und heute tragen sie ihn alle. Schöne und Verschönte, Verschämte und Unverschämte.

Und wir Männer stehen da in unserer Lächerlichkeit. Was können wir dagegen aufbringen an Phantasie? Zylinder, Melonenhut, weicher Hut. Immer dasselbe. Wir haben voriges Jahr nachgehoben wollen, und haben den englischen Konstablerhut zu tragen versucht, aber es war die lächerliche Demonstration eines gänzlich phantastischen Geschlechtes gegen eine Märchenwelt. Wir Männer ziehen

uns demnach, was die Güte betrifft, schmächtig zurück. Auf das Haupt beschlagen in des Wortes härtester Bedeutung. Ja, natürlich, wenn die Frauen nicht dabei sind, da nehmen wir den Mund voll (durchaus nicht bildlich gemeint), da pampfen wir uns an mit Muth und Spott, aber wenn sie unter dem Riesenhut, oder der Gode, oder dem Topf, oder dem Barett, oder dem Turban erscheint, da schweigen wir und starren. Und werden blaß.

Und jubelnd schreibt die Frau wieder einmal einen Sieg ins Rechluch. Aber es ist ein blutiger Sieg.

Denn erstens sieht sie nicht viel unter so einem Topfputz. Er ist zwar manchmal in einer Aufwallung von Menschentiefe auf einer Seite ein wenig aufgeblüht, aber nicht mehr, wie so ein mittelbeiges Käsefluden. Doch die Frau will ja nicht sehen, sie will gesehen werden. Und das geschieht. Dann ist der Hut auch so un bequem, mancher wiegt schwer. Aber was schadet das? Um der Mode willen erleidet die Frau gerne Kopfschmerzen in Helmform, und Rücken Schmerzen in Gürtelform, wenn's nur modern ist.

Und wer würde heute noch vom gestern sprechen, und lächerliche Vergleiche mit früheren Moden anstellen? Die Frauenmode ist souverän, thronet die Königin wie die Magd, wirft alle Standesunterschiede und Klassenmerkmale um, wie es die revolutionären Franzosen mit der Vendôme-Säule taten, und gießt aus dem erhaltenen Materiale eine neue Säule, aber es muß ja nicht immer die Säule der Göttin der Vernunft sein. Wenn es nur überhaupt eine Säule ist, die man anbeten kann.

Es ist unglücklich, wie wir heutzutage noch für Gögendier sind. Und wir Männer lachen und spotten ja nur weil wir neidisch sind auf den Forben- und Formentasch der Frau.

Wir führen den Kampf nicht weil wir des Gegners Recht verneinen, nein, weil wir es erkennen, wir vermögen nur noch nicht den letzten Schritt zu tun, den vom Erkennen zum Anerkennen.

Aber auch diese Stunde wird kommen, wir werden endlich anerkennen müssen, daß auch das Häßliche schön ist, wenn es die Frau schön macht, oder machen kann, oder machen könnte, und dann werden wir erst sehen, wie schön die Frauen sind, wenn wir die Frau nicht nach der Schönheit beurteilen, sondern die Schönheit an der Frau messen. Dann werden alle Frauen lächeln, und frohe Augen bekommen, denn (sagt Bierbaum) nie sind die Augen einer Frau schöner, als wenn sie müde sind vom Glid. Und auch ein Topfputz kann den Begriff von Frauenglück nicht ausschöpfen, und sei er noch so groß (der Begriff).

Anerkennen wir die Form als die Vollendung, und warten wir darauf, was uns das nächste Jahr besparen wird. Wo wird das noch enden? Wer kann zu prophezeien wagen, auf was für Gutgedanken die Frauen noch verfallen? Die Gebanten sind es nicht, die die Frauen fürchten, aber das Verfallen. Und dagegen soll eben so ein Hüchsen prophalaktisch wirken!

Wir Männer haben zu schweigen, wir haben den geistigen Manifestationsleid geleitet, wir haben nicht mitzusprechen. Wir sind die sekundäre Erscheinung. Und so war es schon immer.

Topfputz, sei begründet für und für. Wir freuen uns, daß das Paradies Henry IV. eingetreten ist. Jetzt hat nämlich schon fast jeder Bauer — sein Hüchchen unter dem Topfe.

(Aus der Prager Bohemia.)

Schulden machen macht keine Sorgen, aber Schulden bezahlen.

Die Engländer sind mit \$23.95 per Kopf und Jahr die höchsten Steuerzahler der Welt. Um den Vorzug wird sie niemand beneiden.

Die Nachwelt sichtet dem Mimen keine Kränze, aber die Gegenwart ist erkenntlicher. Sie hat Anna Held zur Millionärin gemacht.

Nach der Entscheidung des Casablanca-Schiedsgerichts haben beide Teile unrecht. Er nicht seltener Fall, der aber selten richtig erkannt wird.

Essen und Schlafen sind üble Angewohnheiten; das eine kostet das halbe Vermögen, das andere das halbe Leben.

Ein Mädchen in Chicago erhielt in einer Klage wegen gebrochenen Ehevertragens 50 Cents zugebilligt. Offenbar waren die Richter der Ansicht, daß sie nicht viel verloren hätte.

Die Herren Professor Todd und Stevens versichern, daß sie sich noch vor dem 15. September mit den Marsbewohnern in Verkehr gesetzt haben werden. Wir bitten, freundlichst zu grüßen.

Andy Carnegie weist gegenwärtig in Paris. Nachdem er für einen französischen Geldfond eine Million Dollars angewiesen, ist er dort der Löwe des Tages geworden. Wie sehr müssen ihn die Löwen in Afrika bereiben, die der Wüchse Roosevelt gegenüber keine Minute ihres Lebens sicher sind.